



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Was meinst du?

Ich meine, wenn ich dann wieder aus dem Gefängnis komme? Mein Leben lang kann ich doch nicht darin bleiben?

Fred sah sie zweifelnd an.

Wenn du aus dem Gefängnis kommst und hier noch durch die Straßen gehn magst, dann kannst du es ja tun.

Ich wollte dich heiraten, Fred Roland.

Mich? Er wurde dunkelrot, dann lachte er höhnlisch.

Vielen Dank, Christel, eine, die eine alte Frau tot gemacht hat, die nehme ich nicht.

Ich will dich aber! rief sie trotzig. Du mußt mich beschützen vor der Welt!

Er lachte noch höhnlischer.

Geh doch zu Herrn Peterlein, vielleicht mag der eine Brandstifterin leiden, ich möchte sie nicht als Frau haben!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Reichskanzler. Neubesezung des preußischen Eisenbahnministeriums. Die nationalliberale Partei und das preußische Volksschulgesetz. Der Zusammentritt der russischen Volksvertretung. Herr von Iswolsty. L'Allemagne se recueille.)

Der Reichskanzler hat am 3. Mai, seinem Geburtstage, wie es sein Arzt, Geheimrat Renvers, versprochen hatte, in erfreulichem Befinden den Kaiser empfangen und fast drei Viertelstunden mit ihm konferieren können. Damit ist festgestellt, daß die oberste Leitung der Geschäfte beim Fürsten Bülow liegt, weingleich er sich wohl noch einige Zeit lang auf die dringendsten Arbeiten beschränken wird. In der Konferenz mit dem Kaiser werden außer der Frage des Befindens und des bevorstehenden Sommerurlaubs unter anderm auch die Neubesezung des preußischen Eisenbahnministeriums, die preußische Schulgesetzfrage und diplomatische Personalien zur Sprache gekommen sein.

Als Nachfolger des allseitig und aufrichtig betrauten Ministers von Budde ist inzwischen in halbamtlichen Notizen schon der Kölner Eisenbahndirektionspräsident Breitenbach genannt worden, den der Verstorbne selbst als die geeignetste Persönlichkeit bezeichnet haben soll. Der Kölner Bezirk ist der schwierigste der preußischen Eisenbahnverwaltung, und wer ihn zur Zufriedenheit aller beteiligten Kreise verwaltet, hat damit wohl den Befähigungsnachweis zum Leiter des Ressorts erbracht. Freilich gehören noch einige andre Eigenschaften dazu, da das Eisenbahnministerium das gesamte Wesen der öffentlichen Arbeiten: Kanalfragen, Bauten usw., umfaßt. Der betreffende Minister muß deshalb sowohl innerhalb seines Ministeriums als auch im Staatsministerium die verschiednen Zweige seines Ressorts nach ihrer Berechtigung mit vollem Verständnis zur Geltung zu bringen vermögen, ebenso aber sie auch im Landtage vertreten und in den Verhandlungen mit den andern Bundesstaaten seiner Aufgabe gewachsen sein. Es handelt sich also nicht nur um den „Eisenbahnminister“ als Fachmann, sondern um den Staatsminister im weitesten Sinne des Wortes, der außerdem auch noch der sozialdemokratischen Bewegung gegenüber mit Umsicht und Energie seinen Mann stehen muß. Das war bekanntlich bei dem Minister von Budde in hohem Maße der Fall, der als alter Soldat mit dem zum großen Teile ebenfalls aus alten Soldaten bestehenden Eisenbahnpersonal zu reden, und was wichtiger ist, zu empfinden verstand. Er redete zu den Leuten nicht nur die Sprache

des Vorgesetzten, die ihnen geläufig war, sondern sie hatten allesamt das vertrauensvolle Bewußtsein, daß der Minister, der es nicht verschmähte, zehn- und zwölfstündige Eisenbahnfahrten in der dritten und der vierten Wagenklasse zu machen, um nach dem Rechten zu sehen und sich von dem Funktionieren der Dienstvorschriften sowie von dem Pflichtenkreise der einzelnen Kategorien von Angestellten, bis zur untersten hinab, aus eigener Anschauung und Erfahrung zu überzeugen, für ihr Wohl tun werde, was mit dem Gesamtinteresse irgend vereinbar sei. Dieser von dem verewigten Minister in reichem Umfange betätigten sozialen Fürsorge stand eine unbeugsame Energie gegen jede Unbotmäßigkeit, Nachlässigkeit und Pflichtverletzung zur Seite. Unter Budde wäre ein Eisenbahnstreik kaum denkbar gewesen, weil alle seine Angestellten hinreichende Beweise seiner Fürsorge empfangen hatten, für die sie ihm dankbar waren, sodann aber auch, weil in ihnen allen die Überzeugung lebte, daß er im gegebenen Falle irgendeiner Form der Auflehnung gegenüber keinen Spieß versteht. Dies ist für seinen Nachfolger wohl die schwierigste Seite von Buddes Hinterlassenschaft. Tüchtige Eisenbahnsachmänner sind bei uns gottlob nicht selten, um so seltner aber die Männer, die die große Zahl der Untergebenen mit Vertrauen zu erfüllen, sie zugleich mit Wohlwollen und Energie zu beherrschen verstehen. Es ist dies eine Eigenschaft, die bei höhern Offizieren viel eher ausgebildet ist als in der Bureaukratie. Aus diesem Grunde war in vielen Kreisen angenommen worden, der Posten werde mit einem hohen Offizier der Verkehrstruppen besetzt werden. Es muß dahingestellt bleiben, welche Rücksicht ausschlaggebend gewesen ist, sicherlich mit die auf die parlamentarische Betätigung. Aber auch die wasserwirtschaftlichen Fragen mußten in Betracht gezogen werden, und diese haben vielleicht mit dazu beigetragen, die Entscheidung auf den Präsidenten Breitenbach zu lenken, dem die Verkehrsverhältnisse auf dem Rheine genau bekannt sind, und der sich gerade dort schon große Verdienste erworben hat.

Seit längerer Zeit laufen auch Gerüchte von Veränderungen im Kultusministerium um. Sie haben in der jüngsten Zeit durch die Differenzen, in die der Minister Studt zur nationalliberalen Partei des preußischen Abgeordnetenhauses geraten war, erneute Nahrung erhalten. Es ist im Kultusministerium zur Genüge bekannt, daß ein gegen die nationalliberale Partei zustande gebrachtes Schulgesetz weder im Staatsministerium noch bei der Krone auf Zustimmung zu rechnen hätte. Ein Konflikt mit der nationalliberalen Partei läge nicht in der Richtung der vom Ministerpräsidenten vertretenen Gesamtpolitik, und zum Beispiel eine zweite Auflage des Zedlitzschen Volksschulgesetzes würde sowohl bei der Krone als im Staatsministerium völlig aussichtslos sein. Aber die Bedeutung des eigentlichen Differenzpunktes liegt nicht in dieser Richtung. Es handelt sich darum, ob die Direktoren der Gemeindeschulen von der Regierung auf Vorschlag der Gemeinden angestellt werden oder — wie bisher — von den Gemeinden ernannt werden sollen. Die Gemeinden würden in den weitaus meisten Fällen die Direktoren aus der Zahl ihrer Lehrer wählen. Das hat den großen Vorteil, daß ein Leiter einer solchen Schule seine bisherigen Kollegen, seine Schüler und auch einen großen Teil der Eltern genau kennt, wenigstens die Bevölkerungsschichten der betreffenden Gemeinden, denen die Kinder entstammen. Die Regierung wiederum vertritt den Standpunkt, daß gerade weil die Gemeinden die Direktoren meist aus ihren Lehrern wählen, viele tüchtige Lehrer an ihrem Fortkommen gehindert würden; es sei notwendig und es liege im Interesse der Lehrerschaft wie der Schulen, daß für die Direktorstellen die geeignetsten Kräfte aus der gesamten Lehrerschaft ausgewählt werden könnten. Lehrer, die sich zum Direktor eigneten, müßten auch Aussicht haben, es wirklich einmal werden zu können. Außerdem müsse die Regierung auch die Möglichkeit haben, daß eine bei einer Schule vorhandne ungünstige Richtung nicht durch Forterbung innerhalb ein und derselben Gemeinde gleichsam verewigt werde, es müsse die Möglichkeit bestehn, durch Einführung frischen Blutes Abhilfe zu schaffen.

Man sieht, daß beide Standpunkte manches für sich und manches gegen sich haben. Bei aller wünschenswerten und notwendigen Wahrung der Freiheit der Gemeinden muß der Regierung ein gesetzlicher Einfluß auf die Besetzung dieser Stellen doch gewahrt bleiben, wobei sich freilich nicht verkennen läßt, daß ein Rektor, der auf seinen Posten im Gegensatz zu der Gemeinde berufen würde, innerhalb deren und zu der Lehrerschaft, mit der er wirken soll, eine sehr schiefe Stellung haben würde, schwerlich zum Vorteil der Schule. Es läßt sich darum sehr wohl ein vorläufiges Auskunftsmittel dadurch finden, daß man diese Frage als noch nicht spruchreif vertagt. Die richtige Lösung wird wohl auch da in der Mitte liegen, daß den Gemeinden als Regel das Ernennungsrecht für die Direktoren verbleibt, daß jedoch für eine Anzahl näher festzustellender Fälle die Staatsbehörde das Recht erhalten muß, sowohl auf die Anstellung der Direktoren einen Einfluß zu üben als auch ihre Versetzung herbeizuführen. Man sollte annehmen, diese Punkte seien nicht so schwer zu ordnen, daß sie nicht noch innerhalb des vorliegenden Gesetzes zum Austrag gelangen könnten. Jedenfalls reichen sie nicht hin, zwischen der Regierung und der nationalliberalen Partei einen Gegensatz zu begründen, der völlig außerhalb der Richtung der vom Ministerpräsidenten vertretenen Gesamtpolitik läge.

Aus diesem sehr naheliegenden Grunde hätte freilich die „Nationale Korrespondenz“ auch keine Ursache gehabt, den Gegensatz auf das Gebiet der Reichspolitik zu übertragen und in einer breiten Aufzählung der Verdienste der Partei in der Flottenfrage, der Steuerreform usw. deren Exodüs gleich dem Ausmarsch einer mißvergünstigten Studentenschaft in Aussicht zu stellen. Soviel sollten unsre auf staatlichem und nationalem Boden stehenden Parteien in den letzten vierzig Jahren doch gelernt haben, daß ihr Einfluß auf den Gang der innern Politik an der Seite der Regierung immer weit größer sein wird als in den Reihen einer grundsätzlichen Opposition, die nach dem Rezept verfährt: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie.“ Namentlich eine allgemeine Abgabe wegen Differenzen mit einem einzelnen Ressort ist so lange wenig staatsklug, als man eben nur einem einzelnen Ressort, zumal in einer verhältnismäßig untergeordneten Frage, nicht einer allgemeinen Schwenkung der Regierungspolitik auf der ganzen Linie gegenübersteht.

Eine mit so vielem Geräusch in der Presse zum Ausdruck gebrachte Verstimmung vermindert in solchem Falle unvermeidlich die Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Drohung. Dies um so mehr, wenn sie im Namen einer Partei ausgesprochen wird, die sich mit einer gewissen Vorliebe als regierungsfähig ansieht, die aber doch an der Leistungsfähigkeit der deutschen Flotte, an der Beseitigung unsrer Finanzmisere usw. mindestens dasselbe, wenn nicht ein größeres Interesse haben muß als die jeweilige Regierung. Denn die Partei ist seit vierzig Jahren eine bleibende, die schon viele Minister und Ministerien überdauert hat und deshalb nicht gleich einem schmolgenden Kinde die Grundlagen der Reichsexistenz in Frage stellen darf, weil ihr in einem Landesgesetz ein Paragraph nicht behagt, über den ebenso Schulmänner von Beruf wie liberale Politiker wirklich verschiedner Ansicht sein können. Die Form, in der die Verhandlungen geführt worden sind, mag nicht immer glücklich gewesen sein; derlei Fehler auszugleichen bieten sich Mittel und Wege genug. Aber eine nationale Partei darf sich niemals zu der Drohung hinreißen lassen, daß sie in nationalen Fragen nicht mehr mitspielen wolle, damit gäbe sie ihre eigne Existenzbasis auf.

Wer im Jahre 1900 für den Mai 1906 den Zusammentritt einer gewählten russischen Volksvertretung angekündigt hätte, würde damit schwerlich irgendwelchen Glauben gefunden haben. Die viele Jahre lang in Rußland verbreitete Anschauung, daß große innere Reformen nur als Folge eines unglücklichen Krieges zu erwarten seien, während ein Krieg mit siegreichem oder auch nur erträglichem Ausgange immer nur zur Befestigung des herrschenden Systems dienen werde, hat allem Anschein nach Recht behalten. Wenn es wirklich gelingen sollte, Rußland für die Dauer in ein konstitutionelles Staatswesen umzuwandeln, würde das Hauptverdienst der Siegeskunst und der Stegeskraft der Japaner zukommen, die damit auf die Gesamtverhältnisse Europas einen Einfluß von der größten Tragweite genommen

hätten. Denn es kann kaum ein wichtigeres Ereignis in unsrer Zeit geben als die Konstitutionalisierung des weiten russischen Reiches. Der Wurf kann gelingen, wenn die neue russische Volksvertretung davon absieht, sich eine Verfassung nach belgischem oder nach englischem Muster zu geben, sondern wenn sie dessen eingedenk bleibt, daß Rußlands Verfassung eine russische, im Boden der sozialen und der politischen Entwicklung Rußlands wurzelnde sein und bleiben muß. Auf diesem Boden wird man sich auch mit der Regierung verstehen und zu einem gemeinsamen Arbeiten mit ihr zusammenfinden.

Der unmittelbar vor dem Zusammentritt der neuen Volksvertretung vollzogene Ministerwechsel hat den Zweck, diese Aufgabe zu erleichtern, indem man den Erwählten des russischen Volks neue Männer gegenüberstellt, die durch keine Zusagen engagiert sind, in der innern Entwicklung bisher keine leitende und keine verantwortliche Stellung gehabt haben und damit ein ziemlich weites Gebiet aus der Diskussion ausschalten. Die Hauptschwierigkeit wird darin bestehen, ob sich die Volksvertretung zu mäßigen vermag, und ob sie den fortdauernden innern Wirren als Dämpfer oder als Zentrum dienen wird. Die Neigung, aus der Duma einen Konvent zu machen, ist reichlich vorhanden, die Unruhen werden von den Extremen auf beiden Seiten gefördert werden. Die Revolutionäre der verschiedenen Färbungen haben ein Interesse daran, Rußland nicht zu einer verfassungsmäßigen Ruhe und Ordnung kommen zu lassen, die Reaktionäre dagegen möchten beweisen, daß anders als mit einem energischen und schonungslosen Absolutismus in Rußland überhaupt nicht zu regieren sei. Es wird sich nun zeigen, ob Rußland über die Männer verfügt, die notwendig sind, es aus der absolutistischen Vergangenheit und dem Sumpf der innern Wirren in ein neues Zeitalter hinüberzuführen. Deutschland, dem an einem politisch und wirtschaftlich zerrütteten Rußland nicht gelegen sein kann, geleitet seinen Nachbar mit den besten Wünschen in diesen neuen Abschnitt seiner Geschichte.

Der für den Berliner Botschafterposten designiert gewesene Gesandte von Iswolsky, der an Stelle des Grafen Lambsdorff die auswärtige Politik Rußlands leiten soll, war in den Ruf gekommen, Vertreter eines freundschaftlichen Zusammengehens mit Deutschland zu sein. Er hat auf dem Kopenhagener Posten tief in die europäischen Verhältnisse hineinschauen können und kommt aus dem praktischen Leben, während Graf Lambsdorff nie einen Gesandtenposten bekleidet hatte, sondern ausschließlich Aktenmensch war. Als Botschafter in Berlin würde er wahrscheinlich sein Möglichstes daran gewandt haben, wirklich gute Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland herzustellen. In Petersburg sind leicht andre Gesichtspunkte und andre Einflüsse maßgebend. Wir können das abwarten. Inzwischen mag die bekannte Wendung des Fürsten Gortschakow, die allerdings nicht von ihm, sondern vom Staatsrat Tomini stammen soll, aber viele Jahre lang für Rußland die Bedeutung eines Programms hatte, auf die deutsche Politik Anwendung finden: *L'Allemagne se recueille!* Deutschland kann nichts Besseres tun.

g

Religion und Naturwissenschaft. Die Berichte über den gegenwärtigen Stand der biologischen Forschung, die Dr. E. Dennert unter dem Titel: *Vom Sterbelager des Darwinismus* herausgegeben hat, haben natürlich die Jenaer Herren arg verschmupft. Sachlich haben sie freilich dagegen nichts von Bedeutung einwenden können. Die Aufsätze haben eine zweite Auflage erlebt, und der Verfasser hat ihnen unter demselben Titel eine neue Folge (Stuttgart, Max Kretzmann, 1906) nachgeschickt. Auch von den seit 1902 erschienenen Schriften, über die hier berichtet wird, lehnen die meisten den Darwinismus (nicht die Entwicklungslehre) mehr oder weniger entschieden ab. Dennert hat unter andern eine berücksichtigt, deren Verfasser kein Biologe von Fach ist, die aber sehr interessant ist: der bekannte Edelanarchist Fürst Krapotkin beweist, daß der Kampf ums Dasein im Tierreich Ausnahme, die Regel vielmehr gegenseitige Hilfeleistung, Solidarität ist. Zu den wenigen Schriften aus dem entgegengesetzten Lager gehört eine Apologie des Darwinismus von Dr. Plate, und gerade diese enthält eine augenfällige

Widerlegung der Lehre, die gestützt werden soll. Darwin hat bekanntlich seinen Gedanken einer natürlichen Zuchtwahl der künstlichen Tierzucht entnommen, und Plate weist nun nach, daß die natürliche Zuchtwahl, soweit überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann, in sieben Stücken das Gegenteil der künstlichen Zucht ist. Um nur zwei dieser Unterschiede anzuführen: die Kulturrasen oder Varietäten sind labil, schlagen leicht in die Stammform zurück und sind untereinander fruchtbar, die Naturrasen sind stabil, schlagen nicht zurück und vermischen sich meist weder untereinander noch mit der Stammform. Von Dennerts Buche: *Bibel und Naturwissenschaft* ist bei demselben Verleger die fünfte Auflage erschienen. — Der Prälat D. Rudolf Schmid, Oberhosprediger a. D., hat schon 1876 ein Buch über die Stellung des Darwinismus zur Philosophie, Religion und Moral herausgegeben. Seitdem hat er den Gang der Entwicklung der Naturwissenschaften weiter verfolgt, nach Aufgabe seiner Ämter die Lektüre der neuern Hauptwerke nachgeholt und sich gedrungen gefühlt, „die Beziehungen der Religion zum Darwinismus auf ihre Beziehungen zur gesamten Naturforschung auszubehnen“. Die Frucht dieser Studien ist das vortreffliche Buch: *Das naturwissenschaftliche Glaubensbekenntnis eines Theologen* (Zweite Auflage. Stuttgart, Max Niemann, 1906). Er bezeichnet mit Recht seinen Standpunkt als einen eigentümlichen insofern, als er „einerseits für die Naturforschung volle Freiheit verlangt, andererseits die Positionen des Christentums in ihrer ganzen Ausdehnung“ festhält. So glaubt er an die Auferstehung Christi und sagt sehr schön, in der Weise geschichtlich verbürgt wie die Ermordung Cäsars sei die Auferstehung freilich nicht. Er habe schon wiederholt Anlaß gehabt, darauf hinzuweisen, „daß Gott in allen großen Lebensfragen der Menschheit je nach der Herzensstellung eines Menschen zu ihm entweder ein verborgener oder ein offener Gott für ihn ist. Die Anerkennung Gottes und seiner Heilstaten darf nicht das logisch zwingende Ergebnis von Wahrnehmungen sein, die der Mensch gar nicht bestreiten kann, auch wenn er noch so sehr wollte, sondern sie muß eine freie ethische Tat des Innersten im Menschen, seines Gemüts sein.“ — Des Gesetzes Erfüllung von Dr. med. R. Kreder (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1905) ist ein kühner Versuch, „die organische, gesellschaftliche und sittliche Bildung des Menschen naturwissenschaftlich“ zu erklären. Mit dem Worte „Begründung“ im Untertitel ist doch wohl Erklärung gemeint. Dem Verfasser des gründlichen und universelles Wissen bezeugenden Buches (beinahe 600 Seiten Großoktav) hat ohne Zweifel Herbert Spencers Hauptwerk als Muster vorgeschwebt. Von dem Spencerschen Agnostizismus und noch mehr von dem platten Naturalismus der meisten Biologen unterscheidet es sich dadurch, daß es die Religion hochhält, den Glauben an Gott voraussetzt und die persönliche Unsterblichkeit des Menschengemütes biologisch zu beweisen versucht. Für eine ausführliche Kritik, die das Werk wohl verdient, haben wir keinen Raum; wir beschränken uns auf die zwei Bemerkungen, daß der Verfasser Darwin überschätzt, und daß die demokratische Gleichheit, der nach seiner Meinung die Menschheit zustrebt, weder ein anmutendes Ideal ist noch biologisch gerechtfertigt erscheint. Angenommen — was weder bewiesen ist noch jemals wird bewiesen werden können —, daß die Arten der organischen Wesen das Ergebnis einer biologischen Entwicklung seien, so ist diese doch eben von der Einerleiheit zur Mannigfaltigkeit fortgeschritten, nicht umgekehrt, gerade so wie auch in der Menschenwelt jeder Kulturfortschritt differenziert, nicht gleichmacht. Die Gleichheit des Schnitts von Rock und Hose sollte doch nur den ganz Unwissenden und Gedankenlosen die Tatsache verbergen können, daß trotz aller Zeitungsleserei die geistige Kluft zwischen dem Lohnarbeiter und dem Hochgebildeten heute viel größer ist, als sie in mittelalterlichen und alten Zeiten zwischen dem Bauer oder dem Sklaven und dem Könige war. — Ein ähnliches Unternehmen ist das von uns schon angezeigte Werk „Die Gesellschaft“ von Ernst Viktor Renker, als dessen Krönung jetzt die *Soziale Ethik* (Leipzig, Georg F. Wigand, 1905) erschienen

ist. Es enthält neben manchem ansehbaren viel gute Gedanken, doch geben wir dem Buche von Preker den Vorzug. — Dr. W. Schallmayer veröffentlicht (bei Hermann Costenoble in Jena 1905) Beiträge zu einer Rationalbiologie. Der Verfasser beklagt es als einen großen Übelstand, daß in der Soziologie bisher die Rationalökonomien geherrscht und die Biologen nicht gebührend zu Worte gekommen seien, und versucht die Bedeutung der Naturwissenschaften für den Wettkampf der Völker und für die Politik überhaupt nachzuweisen. Daß die Übermacht der Weißen über die Farbigen zunächst (nur zunächst!) auf ihrer Technik beruht, und daß diese ein Kind der Naturwissenschaften ist, das bezweifelt ja niemand, aber daß gerade die Biologie eine bedeutende Rolle dabei gespielt hätte, vermögen wir nicht einzusehen, und was die Politik im allgemeinen anlangt, so haben wir schon bei einer frühern Gelegenheit auf die Frage, was man aus der Biologie für die Politik lernen könne, dieselbe Antwort gegeben wie nach Schallmayers Ausführung Professor S. Rickert: nichts. Daß ein Volk gesund zu bleiben suchen muß, wenn es sich behaupten will, daß schlechte Eltern schlechte Kinder zeugen, und daß es ein Unglück für ein Volk ist, daß der beste Teil seiner jungen Mannschaft im Kriege fällt, das hat man seit alten Zeiten gewußt. Der Verfasser gedenkt der Leiden, die er als sechsjähriger Knabe ausgestanden hat, wo er stundenlang auf dem kalten Steinpflaster der Kirche hat knien müssen. Da hat er eben einen unvernünftigen Pfarrer gehabt. Lange, ehe das Wort Biologie geschaffen war, haben vernünftige Geistliche die Verpflichtung zum Besuche des Gottesdienstes nur ältern Kindern auferlegt, haben sie für diese, wenn keine Bänke vorhanden waren, Strohmatte auf Pflaster legen lassen, und haben sich verständige Eltern gegen unverständige Zumutungen geistlicher Zeloten gewehrt. Was im einzelnen gesundheitschädlich ist, das finden ja freilich die Forscher immer besser heraus. Früher nannte man die Wissenschaft, der das obliegt, Medizin, heute hat man dafür die beiden Wissenschaften: Hygiene und Biologie. Diese Namen sind freilich besser und richtiger als Heilkunde, da vor dem Heilen das Verhüten und das Bewahren kommt, und dieses, soweit es nicht instinktiv geschieht (das instinktive bleibt nach unsrer legerischen Meinung immer die Hauptsache), die Kenntnis des Lebensprozesses voraussetzt. Wenn übrigens wirklich die Biologie für die Politik wichtig wäre, so müßte man erst fragen: welche Biologie? Einen großen Teil von Schallmayers Buche füllt die Polemik gegen andre Biologen aus, namentlich gegen die Rassen-theoretiker, die sich auf Weismann stützen, und die sind doch bis jetzt hauptsächlich die Vertreter der biologischen Politik gewesen. Bis sich die Herren geeinigt haben werden, wird sich also wohl die Politik mit den alten Wissenschaften behelfen müssen, unter andern mit den Geisteswissenschaften Ethik und Geschichte, die nach Schallmayer als besondere Geisteswissenschaften eigentlich gar nicht existieren. Es ist wahr, daß diese alten Wissenschaften keine solche Aufsehen erregenden Entdeckungen mehr machen wie die Physik und die Biologie. Aber die Mathematik überrast auch nicht mehr durch Neuheiten; trotzdem bleiben das Einnaleins und der Pythagoräer die unentbehrlichen Grundlagen aller exakten Wissenschaften. — Obwohl Preyers bekanntes Werk: Die Seele des Kindes, streng genommen nicht in diesen Zusammenhang gehört, wollen wir doch, da sich gerade keine passendere Gelegenheit darbietet, erwähnen, daß es nach des Verfassers Tode Karl L. Schaefer neu bearbeitet und (Leipzig, Th. Grieben, 1905) als sechste Auflage herausgegeben hat.

Populäre Militärliteratur. Daß in Deutschland, der Heimat der allgemeinen Wehrpflicht, das Interesse an militärischen Dingen durch breite Schichten geht, darf von vornherein angenommen werden und wird tatsächlich durch den großen Leserkreis, den die Generalstabswerke in der Zivilbevölkerung finden, durch den bedeutenden Absatz von volkstümlichen Darstellungen der letzten Feldzüge, von Kriegserinnerungen in Form von Briefen, Tagebüchern, Regiments-, Bataillons-

geschichten, von Soldatenliteratur jeder Gestalt bestätigt. Da lag denn auch der Plan schon lange nahe: die Verbreitung militärischer Kenntnisse, die Bekanntschaft mit der Kriegsgeschichte durch Volksbücher systematisch zu fördern. Einen Teil dieses Plans hat seit einiger Zeit der Verlag von V. Behr in Berlin mit einem Sammelwerk verwirklicht, das sich „Erzieher des Preussischen Heeres“ nennt und von dem Generalleutnant z. D. von Pelet-Marbonne geleitet wird. Es will in zwölf Bänden zunächst folgende Männer behandeln: 1. den Großen Kurfürsten, 2. König Friedrich Wilhelm den Ersten und den Fürsten Leopold von Anhalt-Deffau, 3. König Friedrich den Großen, 4. York, 5. Scharnhorst, 6. Gneisenau, 7. Clausewitz, 8. Boyen, 9. den Prinzen Friedrich Karl von Preußen, 10/11. Kaiser Wilhelm den Großen und Roon, 12. Moltke. Das Geleitwort sagt, das Ziel der Sammlung sei „die Tätigkeit der hervorragenden Erzieher des Heeres für die heutige Generation wirklich fruchtbar zu gestalten.“ Ein etwas dunkler Satz! Klarer und weitergreifend wäre das Programm: den militärischen Geist im Volke zu verbreiten und zu stärken durch gute literarische Bilder seiner bedeutendsten preussischen Vertreter. Dann würde die Sammlung auch Platz für einen Blücher und für andre Männer gehabt haben, die man mit Verwunderung in der Liste vermißt. Möglicherweise hat sich die Leitung Änderungen des Plans vorbehalten. Dafür spricht der Umstand, daß Clausewitz, der an der siebenten Stelle vorgezeichnet war, den achten Band erhalten hat. Uns liegen bis jetzt nur die Bücher über diesen, über Friedrich den Großen, über den Großen Kurfürsten, über York, Scharnhorst und Prinz Friedrich Karl vor. Soweit sich danach die Durchführung des Unternehmens beurteilen läßt, arbeiten die einzelnen Autoren ziemlich verschieden. Am wenigsten glücklich ist der Scharnhorst behandelnde Band ausgefallen. Altenmäßige Mitteilung des Materials müßte vermieden und die Darstellung sämtlicher Heldengestalten einfach nach den zwei Fragen gerichtet werden: 1. Worauf beruht ihre geschichtliche Größe? 2. Wie haben sie sich entwickelt und gewirkt? Die Lösung der Aufgabe verlangt auf das Konkrete gerichtete, bei reichem Wissen unverbildet klare Naturen. Die hat der militärische Stand von jeher zahlreich erzeugt und demzufolge von Cäsars *Bellum gallicum* bis auf Moltkes Deutsch-französischen Krieg immer wieder mit schriftstellerischen Leistungen aufwarten können, die in der gemeinverständlichen, fesselnden Darstellung von Sachfragen Muster bieten. Zum Beweis, daß das preussische Offizierkorps noch heute solche Talente hat, braucht nur an die Namen von der Goltz und Verdy du Vernois erinnert zu werden. Verdy ist nach langer Pause kürzlich wieder mit einem nur kleinen, aber wichtigen Schriftchen vor das Publikum getreten, das einen Teil der (hoffentlich vollständig erscheinenden) Jugenderinnerungen des Generals bildet und den Titel führt: „Der Zug nach Bronzell.“ Die Wichtigkeit dieser Arbeit beruht darauf, daß sie unwillkürlich zeigt, wie unter dem schwankenden Sinne Friedrich Wilhelms des Vierten die Sicherheit und der Geist in der Armeeführung gelitten hatten.

Diesen deutschen Militärbüchern schließen wir noch ein ausländisches an: Die Geschichte eines Soldatenlebens von Feldmarschall Viscount Wolseley. (Autorisierte Übersetzung; Berlin, Karl Siegmund. 2 Bände.) Es ist ein Buch, das man auch in eine Bibliothek von Romanen und Reisebeschreibungen größten Stils mit einstellen könnte, und es ist nach allen Seiten hin englisch gestempelt, nicht zum wenigsten auch in der Kunst des anschaulichen, kurzweiligen, Ernst und Komik bunt mischenden, auf eine besondere Militärsprache vollständig verzichtenden Erzählens. Niemand wird es aus der Hand legen ohne Respekt vor dem britischen Imperium und dem weltbürgerischen Horizont, zu dem es seine Angehörigen erzieht. Heute in Aldershot, kurz darauf in der Krim, dann in Indien, in Kanada, bei den Afschantis — so verläuft ein englisches Soldatenleben, so entsteht das Herrengefühl in den angelsächsischen Köpfen. Respekt verlangt aber auch der Freimut, den das Inselvolk der Kritik öffentlicher Zustände einräumt. Nirgends auf dem Festlande würde eine Sprache geduldet werden, wie sie Wolseley über sein heimisches Kriegsministerium, über das englische Offizierkorps und über verwandte Themen führt. Doch kommt auch in

diesem Buch wieder das alte Rätsel zum Vorschein, daß sich diese englische Unbefangenheit in gewissen Punkten ganz gut mit nationaler Überschätzung und Beschränktheit verträgt. Der englische gemeine Soldat, der sogenannte Tommy, ist dem aller andern Länder überlegen, Wellington ist der größte Feldherr aller Zeiten, er allein hat bei Waterloo Napoleon besiegt und damit die niedergeworfnen Nationen des Kontinents befreit. Seite 25 wird sogar behauptet, daß der König von Preußen (gegen 1850) Wellington für den Fall eines Kriegs mit Frankreich den Oberbefehl über die Preußen, „die damals keinen tüchtigen General hatten“, angetragen habe. Wir bringen diese wie eine Räubergeschichte klingende Notiz hier zur Kenntnis, weil sich Wolseley auf den Sohn des damaligen englischen Gesandten in Berlin beruft. Ganz unfaßbar erscheint ferner, daß ein Feldmarschall über den Deutsch-französischen Krieg (II, 211) behaupten kann, die Reihenfolge seiner Ereignisse sei von deutscher Seite sorgfältig berechnet gewesen. Da muß Wolseley annehmen, daß Mac Mahon durch Suggestion Moltkes zur Abschwenkung auf Sedan veranlaßt worden ist. Die Übersetzung ist nicht immer auf der Höhe. I was never a good sailor kann man nicht mit „ich bin nie ein guter Seemann gewesen“ wiedergeben.

Krauskopf und Sturmfried. Dieser Tage wurde ich lebhaft an Wettes Krauskopf erinnert — durch einen Roman von Arthur Schleitner, den mir der Verlag von Kirchheim u. Co. in Mainz zugeschickt hatte: Gregorius Sturmfried, ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart, in zwei Bänden. Beide Erzählungen haben das große religiöse Problem zum Gegenstande. Aber welch ein Unterschied! Der mit feinsten Seelenkunde ausgerüstete Wette zeigt uns, wie sein Held schon als Kind von den verschiedenen religiösen Vorstellungen und Strömungen seiner Umgebung im tiefsten Innern ergriffen, hin und her gezerrt und zeitweise krank gemacht wird, und wie er sich als Jüngling durch die einander bekämpfenden Gegensätze zu einem festen und vernünftigen Glauben durchringt; der Dichter zaubert uns dabei eine Menge höchst anziehender origineller Gestalten und lebhaft erregende tragische wie erheiternde komische Situationen vor, wobei er mit virtuoser Kunst jede Person die ihrem Charakter angemessene Sprache reden läßt. Schleitners Held dagegen ist als Kind schon fertig. Sein Glaube an den römisch-katholischen Katechismus schwankt und wankt in keinem Augenblick seines Lebens, er ist also von vornherein zum Romanhelden verdorben, denn der Roman hat nicht den fertigen Menschen darzustellen, sondern zu zeigen, wie ein Mensch fertig wird. Mit solchem Glauben ausgerüstet, tritt Sturmfried als Dorfpfarrer der Los von Rom-Bewegung, als Pfarrer in einer Universitätsstadt dem Unglauben moderner Philosophen und Naturwissenschaftler entgegen und bekämpft sie mit den Argumenten und in der Sprache, die wir alle Tage in der Zeitung finden. Ein nicht gelehrter aber von Nächstenliebe erfüllter Kaplan hilft ihm durch Wohltätigkeit die Sozialdemokraten gewinnen und durch eine zweckmäßige soziale Aktion bei Hochwasser den liberalen Stadtrat beschämen. Zu einem großen Teil spielt die Geschichte in der „Kanzlei“ des Pfarrers, die mit solcher Wichtigkeit behandelt wird, daß man ordentlich Respekt davor bekommt, und in der österreichischen Kanzleisprache reden die meisten der auftretenden Personen. Im zweiten Teile wird Sturmfried auf jeder dritten Seite einmal „Herr Stadtpfarrer“ angeredet, manchmal auch „Hochwürden Herr Stadtpfarrer“, und der gepreizten Komplimente zwischen ihm und den „Erzellenzherren“ oder sonstigen Würdenträgern, die seine eigne Würde gehörig hervorheben, ist kein Ende. Um den hochmütigen Professoren ebenbürtig zu werden, promoviert er; die ganze Disputation wird uns mitgeteilt — und was für eine Disputation! Die eine seiner Thesen behauptet, daß man Kreuzwegablässe mehrmals an einem Tage gewinnen könne — und zum Schluß werden seine Tugenden, sein Wirken für das Heil der Seelen und seine Verdienste um die Kirche durch die Beförderung zum Domherrn belohnt. Eine gewisse entfernte Ähnlichkeit besteht zwischen Sturmfried und dem dritten Teile von Krauskopf in einem einzelnen Stücke. Der Schluß

dieses dritten Teiles — nur der Schluß — fällt aus der Romanform in die Form der Biographie. Sturmfried ist von Anfang bis zu Ende nichts als Biographie. Das einzige Romanhafte darin ist eine Episode, die des Pfarrers ein wenig leichtfertige Schwester liefern muß. Man kann es ja den Katholiken, deren Geistliche in den Witzblättern und auch in so manchem ernsthaften Blatte als Dummköpfe, als lasterhafte Menschen, als Erbschleicher, als halbe oder ganze Verbrecher dargestellt zu werden pflegen, man kann es ihnen nicht verargen, daß sie gern von Geistlichen lesen, die Mustermenschen gewesen sind. Aber wenn ein Schriftsteller, der ihnen diese Freude bereiten will, keinen wirklichen Roman erdichten kann, in dem solche vorkommen, dann soll er doch lieber gleich Biographien von Priestern schreiben, die wirklich gelebt haben. Es gibt ja zum Glück genug solche Männer, die der Welt zu zeigen sich die Katholiken nicht schämen dürfen.

Den Anzeigen und Reklamen nach zu urteilen, hat Achleitner mit seinen Romanen bis jetzt großartigen Erfolg gehabt. Wenn die übrigen dem Sturmfried gleichen, und wenn sie typisch sind für die heutige katholische Novellistik, dann muß man diese in der Tat minderwertig nennen. Hinter der protestantischen hat sie ja immer zurückgestanden, aber vor vierzig Jahren hatten die deutschen Katholiken doch noch die Hahn-Hahn — freilich eine Konvertitin — und eine Anzahl guter Ausländerinnen: eine Lady Georgina Fullerton, die Deutsch-Spanierin, die unter dem Namen Fernan Caballero schrieb, und Hendrik Conscience, dem die Fachleute seinen verdienten Platz in der Weltliteratur eingeräumt haben. In den sechziger Jahren aber kam dann der widerliche Fanatiker Konrad von Volanden mit seinen historischen Tendenzromanen, und jetzt haben sie ihren Achleitner. Fanatiker ist der nicht, aber kindlich oder vielmehr kindisch bigott und ein leberner Philister.

Nachträglich habe ich desselben Verfassers „Jerusalem, ein Zeitbild aus der heiligen Stadt“ durchgeblättert, worin die Erlebnisse eines jungen Franzosen in Jerusalem erzählt und Wirken und Leiden der dortigen Franziskaner ganz hübsch geschildert werden. Dieses Buch macht schon deswegen einen bessern Eindruck, weil es nicht den Anspruch erhebt, für einen Roman gehalten zu werden. C. J.

